

Nachdem Toni und sein „Schüler“ – der sich nach einem zweiten Schnaps kurz die Schuhriemen nachzieht und ein dunkles „Danke“ murmelt – hinter der Station im Schneetreiben verschwunden sind, gehe ich zu Edmund in den Führerstand, denn dort ist es schon wärmer als in meinem Zimmer.

„Hast du ihn gesehen?“ empfängt mich Edmund, und dabei strahlt sein Gesicht mit einem hintergründigen Lächeln, als habe er mir eine freudige Mitteilung zu machen.

„Wen soll ich bei diesem Sauwetter gesehen haben?“ frage ich interesselos zurück.

„Na, den Karajan“, sagt Edmund, nun doch mit unverhohlener Freude im Gesicht, mich überrascht zu sehen.

„Du meinst wohl nicht den Dirigenten?“ frage ich voll Staunen.

„Genau den, und ich wundere mich, daß du ihn nicht erkannt hast, wo du doch immer so schwärmst von seinen Konzerten.“

Jetzt bin ich allerdings wirklich sprachlos und zerknittert zugleich. Ich beichte Edmund mein Verhalten gegenüber Tonis Gast, und daß mir eben auch das Wort „Halblex“ herausgeschlüpft sei.

„Da mußt du dir nichts denken“, beruhigt mich Edmund, „mit solchen Situationen muß man rechnen, wenn man inkognito bleiben will, da bekommt man ja erst richtig die interessanten, die ehrlichen Meinungen der Leute zu hören.“

„Was soll ich jetzt tun?“

„Ihm noch einmal einen Schnaps einschenken, denn so verrückt wie die zwei sind, kommen sie bestimmt noch einmal herauf.“ So ist es auch.

Die zweite Schnapssitzung steht ganz unter dem Zeichen des Wohlwollens des großen Meisters gegenüber einem Verehrer seiner Kunst, von dem er ja nicht nur ungeziemend bezeichnet worden ist, sondern bei dem er auch mit seinem Schilehrer Toni zwei angenehme Aufwärm-pausen einlegen hat dürfen.

Einige Wochen nach dieser Begegnung, der reguläre Fahrbetrieb ist bereits eingestellt, darf ich mit Zustimmung der Betriebsleitung das Duo an einem wunderbaren Tag auf den Berg bringen und sogar, da ich dienstfrei habe, auf die Valluga begleiten und mit ihnen über das Schindlerkar zum Arlensattel abfahren, um sie dann wieder mit der St. Christoph-Bahn ins Tal zu befördern. Für den außertourlichen Dienst habe ich bei Karajan einen Wunsch frei. Ich erbitte mir spontan die Partitur der Sieben von Beethoven, mit der Widmung des gefeierten Dirigenten.

Kurze Zeit darauf werde ich nochmals in angenehmer und erheitern-der Weise an meine Begegnung mit dem Maestro erinnert. An einem

Abend überreicht mir im Kreis mehrerer Bahnkollegen im Büffet der Galzig-Bergstation Ingenieur Peyerl ein dickes oranges Kuvert und fügt mit breitem Lächeln hinzu: „Na, servus, Sie machen ja schöne Bekanntschaften auf Ihrem Gipfel drüben, denn dieser Absender läßt wohl keine Täuschung zu: Sekretariat Salzburger Festspiele, Andre von Mattoni, i. A. Herbert von Karajan.“ Und nach einer kleinen Pause fügt er mit einem Räuspern hinzu: „Jetzt bin ich neugierig, wie lang Sie noch bei der Bahn die Maschinen betreuen werden!“

Ich gebe lachend zur Antwort: „Das weiß niemand, am wenigsten ich.“ Und nach diesem Disput vor versammelter Menge bestelle ich mir lautstark einen Schnaps, und den versucht Ingenieur Peyerl nicht mehr gegen einen Apfelsaft auszutauschen.

*

Der Frühling hat seine Regentschaft angetreten, heftiger als in den Jahren zuvor, oder scheint es mir nur so, weil mich seine Botschaft wie von innen heraus verwandelt mit all meinem Fühlen und Denken, mit meinen Sehnsüchten und Träumen, mit meiner Ausweglosigkeit und Unlust.

Mein Eingebundensein in die Erfordernisse beruflicher Anforderungen, mein Umgang mit den Kollegen und Gästen der Bahn, alles, was für mich mit meinem Dienst zu tun hat, läuft nur mehr mechanisch ab – ohne Beteiligung und Begeisterung meinerseits; ich spüre es mit allen Fasern meiner Seele und meines Körpers, ich habe wieder einmal genug vom Berg.

Meine engeren Freunde von der Bahn registrieren mein verändertes Verhalten auf ihre Weise. Sie nehmen meinen Zustand jedoch nicht mehr wie zu früherer Zeit als willkommenen Anlaß für ihre scherzhaften, in seltenen Fällen wohl auch boshaften Sticheleien, denn sie haben es inzwischen mitbekommen, daß mein Ausharren auf dem Berg ja doch mehr einschließt, als nur „die Stellung zu halten“.

Die Wärme menschlicher Nähe erfahre ich in meiner einsamen Klause überwiegend ja doch nur aus eigenem Zutun – selten genug, und auch dann nur für die Dauer einer Einquartierung, denn immer bin ja ich es, der auf den anderen zuzugehen, zu ihm hinzugehen hat. Wer wohl von meinen nächsten Kollegen wäre auf die Idee gekommen, außerhalb der Dienstzeit zu mir auf den Gipfel heraufzupilgern? Da sind sie alle so müde wie ich auch, und so bleibt es zwangsläufig dabei, daß immer ich es bin, der einen anderen aufsucht, um einen Abend lang wieder zu wis-

sen, wie notwendig, wie bereichernd menschliche Nähe ist. Auch die neugeschaffenen Einrichtungen auf den Bergstationen der Valluga- und der Galzigbahn, wie Büffet, Waschräume und dergleichen, rufen in mir keine Gefühle mehr wach, die mich mit einer neuen Begeisterung, Einsicht und Zugehörigkeit an meinen Wirkungsbereich angeschlossen hätten. Verschiedene Erfahrungen aus meinem Verhalten in der Gesellschaft „drunten“ haben mich während meiner Innsbrucker Aufenthalte ohnehin schon ahnen lassen, daß ich von meinem, vom Aufenthalt auf dem Berg geprägten Verhalten einiges würde ablegen müssen, so ich mein Leben wieder in einer Stadt zu führen hätte.

Es ist mir ein wichtiger Trost, daß meine engsten Mitarbeiter Edmund und Heinrich meiner deutlich erkennbaren Interesselosigkeit gegenüber keine Partei ergreifen – weder für noch gegen mich. Im Gegenteil – sie wären die Allerersten, die für einen Entschluß meinerseits, dem Berg den Rücken zu kehren, vollstes Verständnis hätten.

Nach lustlosen Wochen, der Juli trägt den Dufttaumel der Blüten aus dem Steißbachtal schon wieder in mein Atmen voll Schwermut und Sehnen, ist es wieder Zeit für einen Besuch in Innsbruck.

Am Vorabend meines Aufbruchs hole ich von meinem geheimen Platz unterhalb der Schwarzen Wand einen üppigen Strauß Bergblumen für meine Mutter. Ich erfreue mich einen langen stillen Abend an ihren unvergleichlich intensiven leuchtenden Farben und ihrem himmlischen Duft und lege mich schlafen, mit einem unbestimmten Gefühl, wie mich wohl Vater empfangen wird, nachdem ich in einem Brief etwas von meiner anhaltenden Lustlosigkeit am Berg habe einfließen lassen.

Es ist knapp vor Mittag, als ich zu Hause eintreffe, zu spät, um mich bei Mutter über den Stand der Dinge erkundigen zu können, denn Vater ist schon zu Hause, und bevor ich noch etwas fragen oder sagen kann, habe ich seine aufmerksame Zuwendung:

„Aha, unser Gipfelstürmer ist auch wieder einmal da, wie geht es denn dem Seilbahnspezialisten?“

Ich bin überrascht von der Feststellung „wieder einmal da“ und über den Seilbahnspezialisten. Was muß in Vater gefahren sein, daß er so mit mir redet und gleich zur Begrüßung einen Spezialisten aus mir macht?

Ich stelle den Koffer in einen Winkel und hänge das Sämischleder-Sakko mit größter Umständlichkeit auf einen Bügel. Gleich muß eine Bemerkung vom Vater kommen, daß so nur Hochstapler herumlaufen. Doch nein, er bringt etwas anderes vor. Wie beiläufig fragt er mich: „Wie lange mußt du noch bei der Bergbahn bleiben, wenn du nicht mehr bleiben willst, sagen wir, im kürzesten Fall?“

Jetzt bin ich sprachlos, und als ich mich erholt habe, sage ich: „Zwei Monate Kündigungszeit muß ich einhalten.“

„Gut“, sagt Vater, „das paßt genau. Dann kannst du gleich, wenn du da oben abgerüstet hast, in die andere Richtung fahren und im Unterland die Stelle eines Betriebsleiters bei einem Kleinkraftwerk übernehmen. Gib mir den genauen Termin bekannt, dann mache ich die Sache für dich fix.“

Jetzt bin ich völlig aus dem Häuschen. Ich martere mich in unzähligen Stunden, wie ich meinen Vorsatz, die Stelle zu wechseln, am besten in die Tat umsetzen könne, und da wird mir so ganz nebenbei vor dem Mittagessen mein neuer Wirkungsbereich serviert. Gleich hüpfte ich durch die Wohnung und versichere Vater mehrmals, daß er der beste Mann, der beste Vater der Welt sei. Mutter aber sinniert vor dem Herd: „So schöne Blumen hast du mir gebracht, sogar Brunellen, und jetzt willst du da oben fortgehen. Mein Gott, was wird denn mit dir noch alles werden, vielleicht mußt du an deiner neuen Stelle in einem Wald wohnen.“

Meine Rückfahrt nach St. Anton am Arlberg ist nach diesem Aufenthalt in Innsbruck ein einziges Schweben. Ich weiß nicht wohin mit meinem Glück. Um mich ein wenig zu beruhigen, nehme ich den Baltasar Garcian aus der Rocktasche und vertiefe mich in die „300 Regeln zur Weltklugheit“. Als ich mich bereits auf einem neuen Weg der Menschwerdung glaube, wird mein Zielbahnhof ausgerufen.

In der Galzig-Talstation melde ich mich bei Ingenieur Wildung zurück und deponiere meine Kündigung mit einer Leichtigkeit, als hätte ich nur einen guten Abend zu wünschen.

Auf der Galzig-Bergstation belegt mich Steffellers Franz mit Beschlag, als er von meiner Kündigung erfährt und in dieser Sache mit mir etwas plaudern will. Es gesellt sich noch Ferdinand von der Vallugabahn zu uns, den ich, seit er zur Bahn gekommen ist, immer mehr schätzen lernte, weil er eine so besonnene Art hat und trotz seiner umsichtigen Pflichterfüllung und technischen Fähigkeiten immer ein höchst bescheidener Mann geblieben ist. Im fröhlichen Kreis blitzt sein Humor mit urwüchsiger Heiterkeit auf, und wenn es ihm gelingt, mit einer plötzlichen Eingebung einen Kollegen in die Irre zu schicken, freut er sich so kindlich, daß sein Gelächter durchs ganze Haus fährt. Beim Zunachten gehe ich heim.

Meine Behausung kommt mir öd und leer vor, und ich bin froh, daß dieses Leben nun bald vorbei sein wird, wenn, ja, wenn nicht noch etwas Besonderes passiert.

In einer nie verspürten Gleichgültigkeit falle ich in die Decken. Ich fühle mich wieder einmal vollkommen unbrauchbar. Zum Teufel mit

diesem Auf und Ab, es ist wirklich kein Schaden, wenn eine Änderung ins Haus steht. Oder soll man mich von hier im Sarg ins Tal schleppen, weil ich selbst den rechten Zeitpunkt zur Veränderung verpaßt habe? Müde und unglücklich bin ich wieder einmal, aber diese verfluchten kalten, brummenden Mauern geben mir nie eine Antwort, es ist dieser Aufenthalt hier ja doch ein Wohnen im All. Stille bekomme ich genug, auch an diesem Abend, um ruhig einschlafen zu können.

Als am Morgen Edmund aus der Gondel auf den Bahnsteig tritt, fragt er mich: „Wie fühlst du dich in deinen letzten Tagen?“

„Ja, ich hoffe, daß es nur hier meine letzten Tage sind“, gebe ich lachend zurück, „so wirst du es wohl meinen.“

„Freilich meine ich es nur so“, sagt er, „oder glaubst du, ich möchte dir zum Abschied noch schlechte Dinge wünschen?“

Wir setzen uns im Zimmer zusammen, und wie immer, wenn ich von der Stadt komme, muß ich erzählen, was los war, wie es meinen Freunden geht, die er kennt, und was ich unterwegs beobachtet habe. Edmund ist und bleibt ein eifrig Lernender mit wachem Blick für alles Neue, und vielleicht ist das auch das Geheimnis seiner praktischen Beweglichkeit und seiner Einfallsfülle, wenn es darum geht, altbekannte Probleme in neuer Originalität zu lösen. Zu meinem endgültigen Auszug ist es ja noch eine Zeitlang hin, und so streifen wir dieses Thema gar nicht, sondern unterhalten uns über seine Entwicklungen und Verbesserungen bei den Liften und Bahnen. Die verlässliche Erledigung seiner Aufgaben hat Edmund längst zu einem begehrten Mann gemacht, dessen Einsatzbereiche ihn weit über seine ursprüngliche Funktion als Maschinist, Montageführer, Schweißer, Spleißer und Konstrukteur hinausführen. In mir hat er immer einen aufmerksamen Lauscher und Beobachter, weil mich die unerschütterliche Art, mit der er auch ihm völlig fremde Problemstellungen in Angriff nimmt, jedesmal aufs neue fasziniert.

Gewiß wird er einmal danach trachten, seine ausgereiftesten Ideen und Verbesserungen um die technischen Belange des Bahn- und Liftbetriebes in diesem oder jenem zur Anmeldung gebrachten Patent auch für sich nutzbar zu machen, wenn, ja, wenn er bis dahin noch über soviel Kräfte verfügt, den Hürdenlauf bei allen Behörden und Zuständigkeiten unverdrossen und unbeschadet durchzustehen.

Außerdem wird ihn sein aufrechter Charakter, der ihn immer und überall dazu anhält, alle unmittelbar an einem Problem Beteiligten genau über Ursache und Wirkung eines technischen Gebrechens ins Bild zu setzen, letztlich auch dazu verleiten, Möglichkeiten einer Änderung oder Erneuerung am System offen kundzutun. Und diese Vertrauens-

seligkeit wird gewiß den Großteil seiner Ideen zu einer leichten Beute für potentielle Patenteinreicher machen. Nur – Edmund denkt nicht an das Vorhandensein einer so rücksichtslosen Gesinnung im Kreis seiner Mitarbeiter und Auftraggeber.

Seine vordringlichste Aufgabe sieht er stets darin, ein Problem zu lösen und konstruktiv unausgereifte und mangelhafte Bau-oder Antriebs-elemente durch klügere Innovationen zu ersetzen. Außerdem ist schwer vorstellbar, daß Edmund neben seinen umfangreichen Tätigkeiten jemals Zeit finden wird können, sich gegen den Diebstahl seiner Ideen zu schützen.

Und kommen in seinen späten Jahren bittere Erfahrungen auf ihn zu, Edmunds berufliche Genugtuung als „Retter in der Not“ wird wohl immer aus seinem ruhigen Gewissen gespeist, an jedem Ort und zu jeder Zeit das denkbar Richtige und das praktisch Machbare getan zu haben.

„Jetzt mußt du unbedingt wieder einmal zu mir auf Besuch kommen“, kommt er an diesem Morgen ins Schwärmen, „denn ich habe wieder allerhand umgebaut. Dann zeige ich dir meine Drechslerei und mein großes Wasserrad. Da könntest du mir vielleicht mit einer elektrischen Idee behilflich sein, daß ich das vorhandene Gefälle für irgend etwas Brauchbares ausnützen könnte. Möglich, daß mir noch etwas einfällt, bis du das nächste Mal für mich Zeit hast.“

„Es wird sich schon noch ergeben“, sage ich höflich, denn ich will mich in der kommenden Ungewißheit nicht zu allerlei verpflichten und ihn genausowenig durch eine Absage meinerseits kränken. Wir setzen uns in die Sonne und genießen die Stille und das beschauliche Bild voll Ruhe und Ordnung um uns her. In solchen Stunden der durchwärmten Zeitlosigkeit eines klaren Sommertages mit minimalem Fahrdienst ist es unvorstellbar, daß jemand die Idee haben kann, dieses Idyll auf immer zu verlassen. Und so ertappe ich mich auch selbst immer wieder bei dem Gedanken, ob denn das ganze Hin und Her um meinen Abmarsch überhaupt der Wahrheit entspricht.

*

Als ich mich nach einem wiederholten Innsbruckaufenthalt bei Edmund zurückmelde, sagt er mir: „Du, der Ferdinand hat angerufen, er hat heute Nächtigung, und ob du hinaufkommst, du hast es ihm versprochen.“

„Ja, das stimmt, und es paßt mir heute sehr gut, wenn ich zur letzten Bahn schon hinüber darf, dann sage ich zu.“

Edmund nickt: „Selbstverständlich.“

Das Wetter ist nicht sehr einladend, aber es ist auch egal, ich will ja keine Bergtour machen, und auch die Nebelbrühe wird den Geschmack eines Wiener Schnitzels kaum verändern. Als ich mit Lois als Wagenführer über das Steißbachtal schwebe, ist tief unter uns nichts zu sehen von den Blumenpolstern, den Latschen und kleinen Heuhütten, und es ist mir auch recht so, denn ich kann jetzt keinen Gedanken an Poldi brauchen. Im zweiten Spannungsfeld schaue ich gedankenverloren in den Hang hinein, aus dem im vergangenen Winter die zahlreichen Lawinenopfer geborgen wurden. „Schon wieder ein halbes Jahr“, sagt Lois, als er mein Hinausbeugen sieht. Er ist ja auch bei den Helfern gewesen, damals, und ist mit mir dann noch abgefahren. Die Gratstation! Nach langer Zeit wieder. Das letzte Mal damals mit Klara, was geht doch alles in ein Leben hinein!

Und dann Ferdinand am Bahnsteig, mit seinem offenen Lachen im sonnengebräunten Gesicht.

„Grüß dich, Hanneseffa“, rufe ich schon aus der Gondel in die Einfahrtshalle, und sein kantiges Gesicht wird noch breiter und zeigt seine vollkommenen Zähne. Es freut ihn immer, wenn ich ihn bei seinem Hausnamen rufe. Ein herzlicher Handschlag in einer langen Sekunde. Er, einer der vordersten, die mich von Anfang an tief beeindruckt haben, gehört sicher zu jenen Menschen, die durch ihr Beispiel ein weites Stück in mein Leben hinein erzieherisch wirken werden. Ich liebe ihn wie die anderen auch, und meine einzige Traurigkeit in diesem Erkennen ist, daß ich es keinem von ihnen zeigen darf. Und manchmal, wenn ich nach einem ereignisreichen Tag bei den Montagen todmüde ins Bett falle, frage ich mich: „Wissen sie es denn nicht, daß ich sie allesamt umarme, diese prächtigen Burschen?“

Sie wissen es doch, sie müssen es wissen, wären sie denn sonst so gut zu mir?

„Was ist mit dem Schnitzel von eurer Wahnsinnsköchin“, poltere ich mit ihm in das Gratrestaurant hinein. Und als alles so leer um mich ist und nur Tische und Stühle zum Patteriol hinschauen, beginne ich künstlich zu toben und schreie durch die Gänge: „Mädchen, Frauen, Dienerinnen, schleppt Wein herbei, der Fürst ist in Stimmung!“ Ferdinand lacht und versucht, mich einzubremsen, sagt, es läuft ihm das Personal davon, wenn ich so schreie.

„Gut“, ist meine Antwort in ruhigem Ton, „dann bring endlich das versprochene Schnitzel auf die Welt, und du hast den feinsten Menschen in mir.“

Es löst sich alles in Wohlgefallen auf, das Schnitzel ist wirklich ausgezeichnet, und ich greife herzhaft um den kühlen Weißburgunder, und über jedes Nachfüllen hinweg danke ich dem Ferdinand für seinen köstlichen Einfall, mir bei meiner letzten Rückkehr von Innsbruck von diesem Essen vorgeschwärmt zu haben. So darf die Gratstation noch eine Weile bestehen bleiben, es ist herrlich, und mein Glücksgefühl steigert sich sprunghaft bis zum Jahnturm hinauf, und als es, im Verein mit Ferdinand, auch den Boden der ersten Flasche erreicht, lehne ich mich etwas vor und sage: „Du wirst doch nicht im Ernst glauben, daß ich jemals von hier fortgehe, das wäre ja heller Wahnsinn, da müßte man mich den Jochdohlen zum Fraß vorwerfen.“

Ferdinand aber behält ein mittleres, unverbindliches Grinsen: „Und was ist mit deiner Kündigung, die der Oswald dem Ingenieur Peyerl überbracht hat?“

„Ach ja, du hast recht, beinahe hätte ich es vergessen, man wird sehen, noch bin ich da, und heute wollen wir es fein haben, wer weiß, ob ich noch einmal bei dir heroben nächtigen kann“, schließe ich meine Betrachtung mit einem sinnenden Blick ins Glas.

Draußen ist Nebel aufgekommen, es sieht recht unlustig und nach Umschwung aus. Die Dämmerung greift durch die großen Scheiben herein, und durch die Stille geht manchmal das leise Vibrieren der Seile. Ferdinand erzählt von zu Hause, von seinen Plänen, der Arbeit für Haus, Hof und Vieh, den Sorgen zwischen Aussaat und Ernte. Für ihn ist das alles sehr spät gekommen, und er ist von den Jüngeren bei der Bahn nicht der einzige, der den Weg zum andern Geschlecht später als üblich antrat.

Die Gefühle scheinen bei diesen Menschen erst spät einzusetzen, und ich weiß nicht, brauchen sie soviel Zeit dazu oder steckt Absicht dahinter. Eine Art Selbstschutz, der keine festere Bindung zuläßt, bevor mit Haus und Hof alles seine Richtigkeit hat. Aber was sie auch zu bewältigen haben, es dringt nie etwas nach außen, für solche Entäußerung stehen sie zu fest im Leben. Und wenn, wie bei dieser Gelegenheit, diesen Burschen doch etwas über die Lippen kommt, das weiter zurückreicht und eine Erfahrung berührt, die nur für das Ohr eines Freundes bestimmt ist, dann darf ich mich jedesmal glücklich schätzen, für soviel Vertrauen vor ihnen gut zu stehen. Ein gutes Gespräch und die abgeschiedene Stille geben den Gedanken ihre überzeugende Tiefe und den Stimmen die vertraute Wärme der Mundart.

„Was war da, hast du nichts gehört?“ fragt Ferdinand plötzlich in die Pause unseres Gesprächs.

„Nein“, gebe ich zur Antwort, denn ich bin auch eigenen Gedanken gefolgt. Aber jetzt lausche ich mit ihm angestrengt in die Stille und versuche, die verschiedenen Geräusche zuzuordnen. Ja, tatsächlich, jetzt höre auch ich undeutliche Stimmen, und im selben Augenblick sagt Ferdinand: „Da ruft jemand, da schreit jemand um Hilfe, komm, wir müssen hinaus und schauen.“

Wir stürzen hinaus in Richtung zur Schiabfahrt und lauschen in den Nebel hinein; dann ruft Ferdinand: „Ist da jemand?“

Rufe kommen zurück, mit verschiedenen Stimmen: „Hilfe, so helft uns doch.“

Jetzt ist kein Zweifel mehr, die Rufe kommen vom Schneefeld des Gletschers herauf, ein Stück drunten, vielleicht bei der Querung unterm Jahnturm.

„Soll ich, oder gehst du?“ fragt Ferdinand.

„Ich geh' hinunter, du kennst dich heroben besser aus, wenn etwas wäre.“

Ich hole meine Jacke und springe die Abfahrt hinunter mit lautem „Hallo, hallo“ in den Nebel hinein. Jetzt kommen die Stimmen näher, und schon wanken drei Gestalten auf mich zu, zwei Burschen und ein Mädchen in meinem Alter.

„Was ist mit euch, wo fehlt es?“ frage ich.

„Wir wollten zur Ulmer Hütte und haben uns im Nebel verirrt, können Sie uns helfen, wo sind wir denn jetzt?“

„Keine Sorge, in zehn Minuten sind wir auf der Station“, ermuntere ich sie. „Wie seid Ihr beisammen, geht es noch bis da hinauf?“

„Ach nö, ich glaub', wir schaffen das schon“, sagt einer der Burschen, aber ich sehe, daß das Mädchen schon am Zusammenklappen ist.

„Ihr seid aus Deutschland, Kölner Gegend vermutlich“, stelle ich fest, „kommt mit, wir sind bald droben.“ Ohne Ankündigung nehme ich das Mädchen auf meinen Rücken, und mit dieser Last ist mein Tempo gerade so, daß die Burschen gut mitkommen. Die letzten Meter zieht mich Ferdinand hinauf.

Wir verlieren kein Wort und bringen sie zu unserem Tisch hinein, bestellen einen großen Hafen Tee, und ich hole ihnen vom Nächtigungsraum ein paar Decken. Sie sind schon ziemlich ausgekühlt, haben eine katastrophale Bekleidung an – praktisch nichts – und Turnpatschen. Nach einer entsprechenden Predigt arrangiere ich für die drei bei der Köchin ein heißes Essen. Sie stürzen sich mit der Freude von Erretteten auf die Speisen, Ferdinand und ich bemühen uns, diese wichtige Belebung nicht durch vorzeitiges Fragen zu stören.

Wir haben inzwischen, einer besseren Einsicht folgend, wieder Tee eingeschenkt, und als sich die Köchin mit einer Schachtel Keks zu uns gesellt, wird es richtig gemütlich – es fehlen eigentlich nur die Kerzen. Die armen Verirrten tauen auf, und bald geht es in lockeres Erzählen hinein. Wir von der Bergstation, Lois ist auch noch zu uns gekommen, fragen uns durch nach den Geschehnissen in der weiten Welt, und die jungen Deutschen zeigen Interesse an der Bahn und den Gefahren der Berge.

Wir stellen uns im Laufe des Gesprächs vor, und so wissen wir, daß wir es mit Inge, Dieter und Wolfgang zu tun haben. Je munterer Inge wird, umso mehr gibt es zu entdecken für mich, und es ergibt sich, daß ich eigentlich nur mit ihr im Gespräch bin. Sie hat schweres, leicht gewelltes, blondes Haar bis über die Schultern, ein liebes Gesicht, Wangen mit Grübchen, blaue Augen, herrliche Zähne und einen Mund, daß man nur an eines denken kann. Die Figur muß man bei der zerknüllten Bekleidung eher erraten, doch sieht es um die Mitte herum sehr anregend aus. Durch unsere Vorstellung, den Ort und die besondere Situation sind wir per „du“, und so ist von Anfang an alles recht zwanglos. Plötzlich steht Inge auf, kommt auf mich zu und küßt mich auf offener Strecke, nicht zimperlich: „Das ist dafür, daß du mich heraufgetragen hast!“ sagt sie mit einem herrlichen Lippenspiel und geht wieder auf ihren Platz zurück. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo ich meine ganze Überredungskunst zusammennehme und bei der Köchin noch einen Wein bestelle. Sie zögert, dann aber geht sie doch. Es ist ja schon zehn Uhr vorbei, und Ferdinand und Lois deuten an, daß sie schlafen gehen wollen. Ich muß mich noch um mein Quartier sorgen und es entsprechend vorbereiten, denn die drei Deutschen sind auch bei mir unterzubringen. Ferdinand und Lois wohnen separat. Unser kleiner Schlafraum ist gleich neben dem Restaurant, ich lege die vorhandenen Matratzen nebeneinander auf den Boden und breite gleichmäßig Leintücher und Decken aus. Dann hole ich die drei und teile ihnen von links nach rechts die Lager zu: Wolfgang, Dieter, Inge, und den verbleibenden Platz für mich. Sie nicken, und wir gehen wieder zum Wein. Inges Bruder Dieter und ihr Vetter Wolfgang, so gehören die drei zusammen, scheinen nichts zu bemerken vom Aufbau meiner Unternehmungen. Sie können durchaus den Unterschied meiner weit offenen Augen zu ihren schmalen Blicken in dem Umstand sehen, daß sie Beschwerliches hinter sich haben. Vielleicht aber sind alle drei noch jung genug, mein Verhalten einfach mit Neugier abzutun. Die vorgerückte Stunde ist mein ernstester Feind, das ist mir längst klar geworden. Ich aber will noch vieles genauer wissen

und rücke entsprechend auf. Als Wolfgang und Dieter auffällig zu gähnen beginnen, ist aus meinem blonden Gegenüber bereits eine angenehme Seite geworden, an der es unendlich viel zu entdecken gibt. Es ist so Schönes vor mir, daß ich Angst habe, die kürzeste Unentschlossenheit könnte mich meiner Chance berauben.

Da kommt mir ein Signal entgegen, wo meinem Patrouillenboot eine sichere Landung glücken möge. Der Leuchtturm ist unsichtbar, aber er hat eine ordnende Kraft, hat den Sog des Duftes. Eine seltsame, unbekannte Süße umfängt mich, als ich ihr meine ersten Schwärmereien ins Ohr flüstere. Inges Haar berührt meinen Mund und meine Wangen in einer tausendfachen Umstrickung, und ich fühle, wie mein Atem schwer wird. Ihre Blicke haben sich den vorsichtigen Erkundungen meiner Hände noch in keiner Minute ernstlich widersetzt, und als ich bereits die ersten heißen Küsse in ihrem Hals verstecke und meine Hand ihre Hüfte umfängt, dreht sie endlich ihren Mund zu meinem Gesicht: „Sei nicht so wild!“ Das muß vermutlich ihr Bruder gehört haben, denn er steht auf und sagt: „Wollen wir nicht schlafen gehen?“

Etwas Vernünftigeres hätte ihm unmöglich einfallen können. Ich lösche das Licht, und wir gehen in unser Nachtlager, das sehr kühl ist, weil es schon längere Zeit nicht mehr benützt worden ist. Wir ziehen uns die Hosen aus und die Decken über wie in einer Hütte mit strenger Sperrstunde. Die beiden Burschen sagen „Gute Nacht“ – und für mich beginnt alles. Der Anfang ist einseitig und nur von meinen ungestümen Wünschen gesteuert, bis sie es an mehreren Stellen fühlen muß, daß ihr Parfum bereits wirkt. In diese Verlässlichkeit kommen ihre ersten Antworten, und die sind schön. Ihre Küsse sind von jener verhaltenen Glut, wie sie eine gewisse Lautlosigkeit fordert. Wir können nicht wissen, ob die Burschen schon schlafen. Das ist vielleicht gar kein Fehler, denn so ist alles viel spannender. Ihre süßen Geständnisse kommen vorerst noch ohne Hände zurecht, doch schon bald fühle ich, daß da noch mehr Wärme zu finden sein muß. Mein Staunen wird immer größer, was unter unserer gemeinsamen Decke alles versammelt ist. Es ist das erste Mal, daß der aufkommende Wind mit seinem Gelärm in der Einfahrtshalle, das Vibrieren der Seile und die dumpfe Resonanz im Mauerwerk keinen Schlaf stören, sondern alles begünstigen, was mir am Wachsein lieb ist. Und als ich den Versuch wage, durch die klare Nennung meines Zustandes schneller ans Ziel zu gelangen, so wie es die Frau des Stollenarbeiters in Lech mit mir versucht hat, da habe ich schon nichts mehr zu überlegen. Denn alles, was ich mir mühsam zusammenreimen wollte, hat die deutsche Gründlichkeit schon längst ins Feine gebracht.

Nach einer längeren Pause habe ich wieder die Neugier meiner Kollegen im Rücken, als ich mit meinen Erretteten am nächsten Tag meiner Station zustrebe. Daß mein Interesse kaum den beiden Burschen gilt, brauche ich keinem einzigen Stielauge zu erklären. Auf meiner Station angekommen, ist eine Ausrede bald gefunden, die einen Besuch für Dieter und Wolfgang in St. Christoph notwendig macht. Die Dame ist für eine solche Unternehmung leider zu müde.

In meiner erwünschten Zweisamkeit mit Inge ist Edmund der einzige Minuspunkt, denn es ist hellichter Tag, und ich kann ihn nicht gut in die Maschinenhalle verbannen, so gut zu mir und so schlecht zu ihm kann ich doch nicht sein. So muß es denn für Inge und mein Begehren dabei bleiben, die Zeiten der wenigen Fahrten auszunützen, um uns herzlich zu drücken und zu küssen. Die jeweils vier Minuten, die wir Edmund im Führerstand wissen, genügen wenigstens dafür, für die Zukunft alles mögliche auszumachen.

Mit Bedauern muß ich feststellen, daß ich wieder einmal richtig wild geworden bin – aber nicht auf mich. Der Grund meiner Erregung greift sich so herrlich an, daß ich mir ein paar zusätzliche Hände wünsche. Und ob ich von diesem Mund noch jemals loskommen werde, das kann ich in der Feuerschweißung unserer Lippen nicht untersuchen. Die Vorfenster des Himmels sind wieder einmal ausgehoben und warten in einem stillen Winkel auf ihre Reinigung. Mein In-der-Welt-Sein ist wieder von einem heftigen Durchzug heimgesucht, und es kann nur eine Frage der Zeit sein, wann ich meine Woldecken wieder um meine Lungenentzündung zu werfen habe.

Die zwei Burschen kommen mit der letzten Bahn herauf und haben mir – geschenksweise – einen fein sortierten Proviantstasack mitgebracht. Aber es hilft alles nichts, sie können keine Stunde an Urlaub zugeben, und Köln ist weit. Ich weiß selbst nicht, weshalb es mir fast problemlos gelingt, einen heiteren Abschied zu geben. Vielleicht sehe ich die Zwecklosigkeit jeder anderen Gefühlsäußerung im innersten Herzen ein, um größeren Schaden von mir abzuhalten. Edmund grinst sarkastisch, als er zu den dreien sagt: „Ja, bleiben Sie nicht da über Nacht? Oder wenigstens ...“ – und da spricht er nicht weiter und dreht nur sein Gesicht zu Inge hin. Ihr Bruder lacht: „Weder noch, das nächste Jahr sehen wir uns bestimmt wieder.“

Ich küsse Inge nochmals in ähnlicher Art, wie sie es gestern abends auf der Gratstation mit mir gemacht hat, und dann gibt es nur noch ein

Winken vom Steinmann hinunter, bis die drei mit Edmund hinter dem fünften Leitungsmast Richtung Galzigstation verschwinden.

Nach langer Zeit werfe ich mich wieder einmal aufs Bett und wühle mich in die Decken. Aber ich verliere keinen einzigen Gedanken daran, mich durch Tränen von der Spannung der letzten Minuten zu befreien. Ich will nur schreien, brüllen, laut toben und alles zerschlagen um mich herum. Ich komme mir betrogen vor und vom Schicksal genarrt. Man hat mir das Leben weggenommen oder zumindest den allerschönsten Teil davon. Der so süß duftet, am Hals, hinter den Ohren, im Haar, der sich so prall angreift wie eine volle Zigarettenpackung, der so breite Hüften besitzt, auf denen so viele Freuden Platz haben. Oh, Fluch, o nein, das ist nicht zu überdauern. Ich glaube Inges Zunge zu spüren, wie sie an geheimsten Stellen meine Wünsche aufstachelt, wie sie mich vom verschwiegene Appetit zur offenen Lust führt, wie ihre Fingerspitzen kalte und brühheiße Schauer in meinen Rücken zaubern, ihr Mund mich wieder und wieder ins Schweigen wirft. Ich drücke meine Nase in meine hohlen Hände, suche die letzten Abgründe ihres Parfums aufzuspüren und beiße mir in die Arme, nur um die geringste Ähnlichkeit von diesem maßlosen Entzücken nochmals zu durchzittern. Mit der Faust schlage ich ins Bett hinein, dann brülle ich wieder ihren Namen, daß die Scheiben klirren, und durch mein Fühlen rollt jener Zustand, den mir eine Frau in Lech mit einem heißen Wort ins Ohr gepreßt hat. Weshalb sie das damals getan hat, kann ich erst jetzt – in diesem betrogenen Augenblick begreifen. Sie hat nur diese Möglichkeit gesehen, auf kürzestem Weg zum Ziel zu gelangen, aber ich – was kann ich jetzt tun? Nichts! Das einzige, was mir bleibt, ist die gleichmäßige Verteilung des Geruchs, der bei mir geblieben ist als eine starke Erinnerung an ein Empfinden aus Freude, Liebe und Glück.

Dieses ersatzlose Zurückgelassensein bemächtigt sich meiner derart stark, daß der fürchterlichste Gedanke aus meinem Schädel springt, den es für mich in meiner Situation überhaupt geben kann: „Soll ich nicht doch noch bleiben?“ Ja, warum eigentlich nicht? Vielleicht ist es eine neue Laune des Schicksals, mich mit den Freuden des Lebens in einer verlässlicheren Gleichmäßigkeit zu verwöhnen? Ist es möglich, daß jetzt eine schönere, erfülltere Zeit auf mich zukommt? Ich fühle mich geteilt, zerschlagen, verhöhnt, fallen gelassen, zurückgestoßen! Und plötzlich ist mir klar, dieser Hochverrat an mir braucht einen würdigen Rahmen. Auf – und hinüber zur Galzigstation! Denn mein Durst läßt auch nicht mehr lang mit sich spaßen.